

Demenzdorf

Heile Welt hinter Mauern

Demenz gilt als eine unheilbare Krankheit, bei der sich die Menschen verändern und oft weglaufen. In Demenzdörfern sollen die Kranken wieder selbstbestimmt leben können.

Von Carolin Strohhorn

Drei Packungen Kekse und zwei Tafeln Schokolade legt Hannah de Vries auf das Transportband. „5,95 Euro“, sagt die Frau an der Kasse mit einem Lächeln. Nun wird die 76-jährige nervös, Tränen steigen ihr in die Augen. „Ist schon in Ordnung. Packen sie die Sachen in ihren Korb“, beruhigt die Kassiererin. Glücklich verlässt de Vries den Laden. Sie ist Bewohnerin von der Einrichtung „De Hogeweyk“, einer Einrichtung für Demenzkranke in Weesp bei Amsterdam. Im heimeigenen Supermarkt muss sie nicht bezahlen, wenn sie es nicht mehr kann. Ihr Einkauf wird von ihrem Taschengeld abgebucht – und falls zu viel eingekauft wurde, werden die Waren von den Betreuern zurückgebracht.

„De Hogeweyk“ ist ein Pionierprojekt, zu dem Pflegekräfte und Wissenschaftler aus aller Welt pilgern. Das mit 15 000 Quadratmetern weltweit erste „Demenzdorf“ ist optimal auf die Bedürfnisse der 152 Patienten abgestimmt. Architektur, Ausstattung, Betreuung: Alles ist auf die Demenzen zugeschnitten.

Konzept ermöglicht ein selbstbestimmtes Leben

In der Einrichtung findet sich ein Friseur, ein Theater und sogar ein eigenes Restaurant sowie ein Pub. 240 hauptamtliche und 150 ehrenamtliche Betreuer kümmern sich um die Kranken. Als optimale Größe einer Pflegeeinheit gelten sechs Personen. Deswegen gibt es in der Einrichtung 23 Wohngemeinschaften mit jeweils bis sieben Personen, um die sich jeweils ein festes Pflegeteam kümmert.

Das Konzept „Demenzdorf“ findet auch in Deutschland Nachahmer. In Hameln wurde 2014 das erste deutsche Demenzdorf eröffnet. Einrichtungen in Alzey, Emmerich, Hilden und Wesel sollen folgen.

Der Bedarf an speziell ausgestatteten Demenzeinrichtungen steigt. Mit jährlich um die 300 000



Im Demenzdorf „De Hogeweyk“ bei Amsterdam gehört das Einkaufen im Supermarkt der Einrichtung zum Alltag. In dem scheinbar normalen Geschäft wird den Patienten das Gefühl vermittelt, noch alles selbstständig erledigen zu können. Foto: De Hogeweyk

Neuerkrankungen allein in Deutschland wird die Demenz zu einer Herausforderung für Gesellschaft und Gesundheitswesen. Durch die höhere Lebenserwartung wird sich die Zahl der heute rund 1,5 Millionen deutschen Patienten bis 2050 etwa verdoppeln.

Die Krankheit ist unheilbar, ihr Ausbruch kaum zu verhindern. Neue Konzepte wollen aber den Betroffenen ein selbstbestimmtes Leben ermöglichen. In Hogeweyk soll die Mauer, die das Gelände von der Nachbarschaft abgrenzt, einen geschützten Raum und damit das Gefühl von Sicherheit vermitteln. „Wir sperren die Menschen nicht weg, wir schützen sie nur vor dem Alltag, den sie nicht mehr alleine bewältigen können“, sagt Leiterin Yvonne van Amerongen.

Auch Urs Lüthi, der das Dienstleistungsunternehmen „dahli“ für Wohnen im Alter leitet, sieht das neue Konzept im Umgang mit der Krankheit positiv. Durch die geschützte Umgebung können sich die Patienten besser bewegen, sagte er dem Schweizer Magazin „zeitlupe“ – ohne die Angst verloren zu gehen oder angefahren zu werden. Denn viele Demenzkran-

ke haben einen großen Bewegungsdrang, der sich positiv auf den Körper auswirkt: Viel Sauerstoff und Bewegung führen zu einer besseren Durchblutung des Gehirns. Aktiv zu bleiben erhöhe die Lebensqualität, bemerkt van Amerongen. Spezielle Angebote („Vereine“) zielen bewusst darauf ab. Die Tätigkeiten sind an das frühere Leben angelehnt und fördern den sozialen Austausch – es wird gemeinsam gesungen, gelesen und Sport getrieben, und zwar in Räumen, die optimal dafür ausgestattet sind.

All das gibt den Kranken Orientierung und Sicherheit – es hilft, Angstgefühle zu vermeiden und trotz Krankheit ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen.

Zum Wohlbefinden trägt laut van Amerongen auch eine Einteilung nach „Lebensstilen“ bei. Die Ausstattung und Zusammensetzung der Wohngruppen richtet sich nach dem Milieu, in dem die Bewohner aufgewachsen sind und sich heimisch fühlen. „Sie wohnen nicht mehr zu Hause, aber es fühlt sich so an“, sagt die Leiterin. Eine heile Welt hinter Mauern.

Michael Schmieder, Leiter der Demenzeinrichtung Sonnweid in der Schweiz, hält die Welt hinter Mauern für eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Aus seiner Sicht stellen Demenzdörfer eine Scheinwelt dar, die lediglich besser betreibbar ist. Hermann Brandenburger vom Lehrstuhl für Gerontologische Pflege an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Pallottiner in Vallendar stimmt zu. Es sei ein „hergestellter Alltag mit Mauer drum herum“ und daher eine Täuschung.

Bushaltestellen und Dörfer als Scheinwelten

Zu einem normalen Leben gehörten auch die Risiken des Alltags, und diese dürften nicht komplett ausgeblendet werden. Viele alltägliche Probleme würden einfach weggesperrt. „Und dass die Menschen das nicht merken, ist eine Unterstellung.“

Bei der Pflege Demenzkranker setzt man auch hierzulande häufig Formen der Täuschung ein. Bekanntestes Beispiel: fiktive Bushaltestellen, wie es sie in zahlreichen Einrichtungen gibt. Bewohner, die sonst vielleicht weglaufen und in Gefahr geraten könnten, setzen sich auf die Wartebank in der Erwartung, bald nach Hause



Gut behütet: Die Dächer auf der Demenz-Station vom „Haus am See“ geben Orientierung und Geborgenheit. Foto: Carolin Strohhorn

fahren zu können. Doch der Bus kommt nie, und die ursprüngliche Motivation ist bald vergessen.

Krankheit wird bewusst umgangen

Schmieder beanstandet solche Methoden, da den Kranken eine Scheinwelt vorgegaukelt werde. Auch das Konzept der „Lebensstile“ mit Mobiliar vergangener Zeiten lehnt er ab. Die Menschen lebten trotz ihrer Krankheit im 21. Jahrhundert. Wer ihnen etwas vorgegaukelt, belüge sie. „Sie sind demente, aber nicht bescheuert.“ Man solle den Betroffenen nicht vormachen, dass sie ihren Alltag noch selbst bewältigen können, sondern sie mit der Realität konfrontieren. Das gelte auch für die Betreuung, die ein Vertrauensverhältnis voraussetzt. Im Demenzdorf tritt das Personal aber in Zivil auf. Weiße Kittel gibt es nicht. Ärzte und Pfleger sehen aus wie normale Besucher. „Die pflegerische Beziehung wird auf einer Lüge aufgebaut. Man tut das vermeintlich, um den Kranken zu schonen. Eine Auseinandersetzung mit der Krankheit wird bewusst umgangen“, sagt Schmieder.

Brandenburger empfindet in Demenzdörfern nicht nur die Täuschung als großes Problem. Für ihn widersprechen sie einer Politik, die von Inklusion spricht. Weil sie nicht mehr unserem Bild der Leistungsgesellschaft entsprechen, werde die ältere Generation an den Rand unserer Gesellschaft gedrängt. „Es ist ein Armutszeugnis, dass uns nichts anderes einfällt als die Kranken professionell wegzusperren.“ Der Pflegewissenschaftler plädiert dafür die Betroffenen in die Ortsgemeinschaften

zu integrieren, statt sie in eine viele Kilometer entfernte Spezialeinrichtung abzuschleppen. Wenn die Pflege zu Hause nicht mehr möglich sei, solle man auf wohnortnahe und kleinräumige Heime setzen, um die Kranken nicht ganz aus ihrer gewohnten Umgebung zu reißen.

Ein gutes Beispiel ist die Caritas-Einrichtung „Haus am See“ im saarländischen Nohfelden – ein Seniorenheim mit 80 Pflegeplätzen. Das Besondere ist die Station „Fatima“, die ausschließlich Demenzkranke betreut und auf Orientierung setzt, die den Bewohnern Ängste nehmen und eine höhere Lebensqualität vermitteln soll. Durch Dächern über den Türen sowie blauen Straßenschildern und Hausnummern wird in den Gängen der Eindruck einer Dorfstraße erweckt. Auf dem „Marktplatz“ stehen Tische und Stühle bereit, um sich auszutauschen oder gemeinsam aktiv zu sein. Eine Gruppe Frauen sitzt gerade mit Freiwilligen am Tisch und blättert in der Hauszeitung. Erinnerungen an Aktivitäten des vergangenen Monats.

Sinnvolle Beschäftigungen gegen das Vergessen

Steffi Gebel, Leiterin der Einrichtung, setzt auf Tätigkeiten, die zum Leben der Betreuten passen. „Bei uns gibt es kein ‚wir töpfeln heute eine Vase‘. Das ist Kappes. Sows haben die noch nie gemacht.“ Man kegelt, legt Wäsche zusammen und baut gemeinsam Kräuter an. Die meisten Bewohner kommen aus der Gegend, sind mit Garten und Natur aufgewachsen. Die angebauten Zutaten werden in der Küche verarbeitet, die

zusammengelegte Wäsche geht zurück an die Bewohner.

Peter Meyer läuft mit Postmütze und passendem Pulli durch die Gänge. In den Korb seines Rollators hat der Bewohner des Heims Umschläge und kleine Päckchen verstaut und fährt damit von Tür zu Tür. Am Büro der Station macht er halt und gibt einen großen Packen Post ab. Eine Beschäftigung, die ihm sichtlich gut tut und auch für die Station eine Hilfe ist.

Auch die Einbindung des Heims in die Umgebung funktioniert. Es besteht reger Kontakt zum benachbarten Kindergarten. Die Kleinen kommen regelmäßig zu Besuch. Gymnastik- und Handarbeitsgruppen aus dem Dorf treffen sich im Haus, und einmal im Monat gibt es ein Frühstücksbuffet an dem etwa 100 Besucher und Bewohner teilnehmen. Mittags nehmen viele Leute aus der Umgebung die Möglichkeit wahr, in der Einrichtung mitzuessen.

Die Leiterin setzt auf Integration und Ehrlichkeit im Umgang mit der Krankheit. Von Schranken und Mauern, die die Patienten am Ausbüchsen hindern, hält sie wenig. „Ich lasse laufen“, sagt Gebel. Ständige Ausreißer sind Einzelfälle. Werden sie in der Nachbarschaft gesichtet, hole man sie einfach wieder ab. „Das ist eine Gratwanderung, weil ich die Verantwortung trage. Da bespreche ich auch mit den Angehörigen, ob sie das als ein normales Lebensrisiko akzeptieren können.“

In Zukunft sind Alternativen gefragt

Auch im Haus am See wird auf das frühere Leben der Patienten eingegangen, persönliche Gegenstände wie eigene Sessel oder die alten Weingläser helfen den Bewohnern, sich heimisch zu fühlen. Doch im Gegensatz zu Hogeweyk ist die Grundausstattung für alle gleich.

Klar ist: Es gibt und es braucht Alternativen zur herkömmlichen Verwahrung und Ruhigstellung schreiender oder aggressiver Demenzkranker in geschlossenen Heimen. In den Demenzdörfern geht es den Patienten offenbar besser – sie sind ruhiger, ausgeglichener und brauchen weniger Medikamente. „Wenn ein Demenzdorf so gestaltet ist, dass es den Bedürfnissen seiner Bewohner entspricht, dann ist es gelungen“, findet Psychologe Elmar Gräbel, Leiter des Zentrums für Medizinische Versorgungsforschung der Universität Erlangen. Auch Dr. Marion Bär, Gerontologin an der Universität Heidelberg, ist der Meinung, dass eine Täuschung allemal besser ist als die Demenzkranken medizinisch ruhigzustellen oder sogar zu fixieren: „Manchmal sind Notlügen das kleinere Übel.“ Den Menschen geht es besser – gerade weil sie in einer Scheinwelt leben. Ist dieser Preis zu hoch?

Der Gerontologe Brandenburger ist trotz aller positiven Effekte nicht vom Konzept des Demenzdorfs überzeugt. „Die Welt geht nicht unter, wenn ich gegenüber Menschen mit Demenz kleine Notlügen benutze. Aber sie geht unter, wenn mein Handeln nur noch darin besteht, ihnen eine Scheinwelt zu servieren.“

(Alle Patientennamen von der Redaktion geändert.)

Info

Näheres zu der Caritas-Einrichtung „Haus am See“ in Nohfelden gibt es im Internet unter www.haus-am-see.de. Ratschläge für Demenzpatienten und Angehörige sind bei der Deutschen Alzheimer-Gesellschaft zu finden unter www.deutsche-alzheimer.de.



Demenzkranken sitzen mit einer Pflegerin an einer Schein-Bushaltestelle. – Hier in einem Pflegeheim des Roten Kreuzes in Rostock. Foto: dpa